Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 11 (1929)

Heft: 13

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Tit. Landesbibliothek
Bern

Zürich, 29. März 1929 | Erscheint jeden Freitag | 11. Jahrgang Nr. 13

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen hinzugerechnet. / Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken.

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Administration und Inseraten-Annahme: Ovag A.-G., Zürich, **Tödistraße 9,** Telephon Selnau 65.49, Postcheck-Konto VIII/3001
Druck und **Expedition:** Buch- und Kunstdruckerei A. Peter, Pfäffikon-Zürich. Telephon 60.

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 50 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Plazierungsvorschriften der Inserate. / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Schweiz.

Das Wort von Bundesrat Häberlin hat sich erwahrt: Das internationale anti-fascistische Treffen in Basel fand nicht statt. Der Bundesbehörde und der Basler Regierung gelang es mit vereinten Maßnahmen, eine Demonstration zu verhüten, die geeignet gewesen wäre, die Beziehungen der Schweiz zu einem Nachbarstaate zu schädigen. Von einer Stellungnahme des Bundesrates für ein gewisses Regierungssystem kann da keine Rede sein; selbstverständlich würde er gleiche Vorkehren auch in jedem andern Falle anordnen, bei dem es sich um eine Kundgebung gegen irgend ein ausländisches Regierungssystem handelte. Vollends unrichtig ist es, von einer „Diktatur des Bundesrates" zu sprechen. Der Bundesrat ist gemäß unserer Verfassung die Exekutive, der es obliegt, dafür zu sorgen, daß Ruhe und Ordnung im Innern des Landes und die friedlichen Beziehungen zum Auslande erhalten bleiben. Er hat beim „Roten Treffen" lediglich seine Pflicht getan.

In den letzten Tagen wurde der bundesrätliche Entwurf eines Ausführungsgesetzes zum Verfassungsartikel 35 betreffend die Spielbanken veröffentlicht. Gemäß Art. 2 dieses Gesetzes unterstehen die Unterhaltungsspiele der Kursäle den besondern Bestimmungen der bundesrätlichen Verordnung vom 1. März 1929 über die Spielbetriebe in den Kursälen. Gestützt auf diese letztere haben sich bereits mehrere Kursaalbetriebe beeilt, vor Beginn der Saison beim Bundesrat die Genehmigung für ihre Spielbetriebe einzuholen.

Die Minderheitenfrage.

Die letzte Tagung des Völkerbundsrats in Genf, die gleichzeitig mit der schweizerischen Bundesversammlung abgehalten wurde, hat den erwarteten Fortschritt in der Lösung der Minderheitenfrage nicht gebracht. Der von Außenminister Dr. Streseman sachlich und mit Geschick begründete Antrag, es möchte der Völkerbund von seinem Rechte, die Minderheiten zu schützen, energischen Gebrauch machen, stieß auf eine fast lückenlose gegnerische Front. Das Eintreten Deutschlands für die Minderheiten wurde im Rate offensichtlich mit Mißtrauen aufgenommen. Immerhin ging man nicht kurzerhand über das Problem hinweg, wie es Briand „lächelnd" bevorzugt hätte. Der ganze Fragenkomplex wurde einem Dreierkomitee zugewiesen, bestehend aus den Vertretern Japans: Adatci, Englands: Chamberlain, und Spaniens: Quinones. Ueber die Beschäftigung und den guten Willen dieses Komitees, dem Rate brauchbare Vorschläge zu unterbreiten, darf man sich keine Illusionen machen. Der Autorität des Völkerbundes ist es aber entschieden Abbruch, wenn er sich noch lange blind stellt, gegenüber der Tatsache, daß manche Regierungen sie von ihm gewährleisteten vertraglichen Rechte der Minderheiten auf Schritt und Tritt mißachten.

Reparationsprobleme.

In Paris tagt immer noch die Reparationskonferenz. Hatte es im Laufe der Wochen oft den Anschein, als sollte angesichts der widersprechenden Auffassungen eine Einigung über gewisse Fragen unmöglich sein, so darf man heute doch wenigstens die Wahrscheinlichkeit von Ergebnissen erörtern. Wie ein amerikanischer Riesenbau von nie dagewesenen Dimensionen ist aus den Pariser Verhandlungen das Projekt einer Weltbank aufgetaucht. Ihr fiele die Aufgabe zu, die Reparationsschulden zu entpolitisieren und den Geldumsatz, der mit der Schuldentilgung zusammenhängt, nach rein kommerziellen Grundsätzen zu bewerkstelligen. Dieser Weltbankplan eröffnet für Europa die Aussicht, seine Arbeitsmöglichkeiten und damit auch seine Zahlungsfähigkeit zu erhöhen. Eine enorme wirtschaftliche Wirkung wird ihm zugeschrieben. Dr. Egger, der Handelsredaktor des „Bund" äußert sich folgendermaßen zu dem Projekt: „Die Bankidee der Sachverständigen hat neben ihrer geschäftlichen Schlagkraft auch einen hohen sittlichen Gehalt. Sie ist eine Friedensidee: Das internationale Finanzinstitut dürfte ein wuchtiges Symbol der weltwirtschaftlichen Verflochtenheit und Schicksalsverbundenheit der Völker werden, das von hoher Warte aus den Blick stets auf das Ganze richtet."

Auf das Hauptproblem der Konferenz, die endgültige Festsetzung der deutschen Kriegsschulden, ist man erst eingetreten, nachdem eine Reihe von Nebenfragen eine Abklärung gefunden. Jetzt stehen sich die Angebote der Gläubiger und des Schuldners gegenüber. Noch klafft ein gewaltiger Abstand zwischen den Riesenzahlen, die von da und von dort genannt werden, aber schließlich wird man sich doch auf eine mittlere Milliardensumme einigen, denn ohne dieses Ergebnis müßte die Aufgabe der Konferenz als gescheitert betrachtet werden. Als Ostergeschenk darf man die Einigung aber noch nicht erwarten.

Aus dem Süden.

Italien hat gewaltige Kundgebungen für den Fascismus erlebt. Das zehnjährige Bestehen des Mussolini-Systems wurde im ganzen Lande bei Glockengeläute, wehenden Fahnen und offiziellen Feiern festlich begangen. Den effektvollen Abschluß bildete ein Wahlsieg, wie er sich vollkommener kaum denken läßt. Das Volk hatte das Ständeparlament zu wählen und zwar nach einem höchst eigenartigen Modus. Jeder Stimmberechtigte erhielt zwei Zettel, einen weißen und leeren und einen Zettel, der innen die Landesfarben trug und die Namen von 400 ausschließlich fascistischen Abgeordneten. Das Wahlgeschäft bestand darin, den einen oder den andern Zettel unverändert in die Urne zu befördern. Es handelte sich also nicht um die persönliche Wahl der Parlamentarier, sondern um ein Bekenntnis für und gegen den Fascismus. Bei einer Abstimmungsbeteiligung von 89 Prozent sprach sich das italienische Volk mit 8,516,576 gegen 136,198 Stimmen für das rein fascistische Parlament aus. Mit großer Genugtuung verkündet die italienische Presse, daß sich auch das italienische Tirol bei der Abstimmung nahezu einmütig zum Fascismus bekannt habe. Man kann sich vorstellen, wie günstig der berühmte italienische „Minderheitenschutz" und die Einigung mit dem Vatikan dieses Südtiroler-Resultat beeinflußt haben.

J. M.

Der Auferstandene.

Mit verhaltenem Atem steht Maria Magdalena vor dem Auferstandenen, vor ihm, den sie nicht berühren soll, vor ihm, der ihren Namen mit dem besondern Klang ausspricht, daß ihr Herz aufbrennt. Die verweinten Augen, die armen, rotgeweinten Augen sind nicht auf ihn eingestellt; sie umfassen das leere Grab, umfangen mit unsäglicher Trauer den Garten des Todes, die Gruft und ihre grauenvolle Leere. Liegt nicht alles beschlossen in dieser Not? Wohin soll sie sich wenden? Zerschlagen ihre Hoffnung, ausgepeitscht, verhöhnt aller Glaube in ihr. O, diese Verwundung der Seele! Maria blutet, blutet; die Passion der Liebe ist noch nicht zu Ende. Verfinstert hat sich alles Licht, sinnlos geworden ist das Kreuz. Maria Magdalena versteint im Schmerz um den Einen. Ist sie nicht mit ihm gezogen durch das Land? Mit ihm, in Staub und Sonnenbrand? Hat sie nicht seine Wunder geschaut, selbst ein Wunder seiner Allmacht? Sieben Dämonen hat er aus ihr getrieben: den Teufel brennender Gier, den Teufel schmachtender Gesallsucht, den Teufel eilfertiger Geschwätzigkeit, den Teufel der Lüge, den Weibteufel der brünstigen niedern Lust, den listigen Mammonsteufel und den Dämon der Ichsucht. Maria Magdalena hat gelebt in der reinen Atmosphäre des Meisters, gelebt und geatmet in seiner Liebe. Diese Liebe hat sie getragen, geführt, den Weg geführt zum Kreuz, zum leeren Grab. Darum ist im verzweifelten Schmerz ihr Ohr dem Klang der Stimme geöffnet, dieser Stimme der Liebe, die nur das eine Wort spricht: „Maria". Sie breitet die Arme diesem Ruf, nur eine Antwort hat ihre zitternde Seele: „Meister". — Ja, er ist Meister, der Auferstandene! Es geht nicht mehr um den Toten, um den zu Tode Gemarterten, es geht um den Auferstandenen. Von ihm ist Maria erfüllt, von seiner Gegenwart, von seiner Allgegenwart.

Der Auferstandene reißt alles Geschehen in seine Helle. Mit unerbittlicher Klarheit zündet er hinein in die sumpfige Enge des Alltags. Müßten ihn nicht alle sehen, alle ihn verspüren? Aber ihre Augen sind verschattet von grauen und schwarzen Tüchern der Sorge. Gebückt schreiten Menschenbrüder und Schwestern ihren Weg, hart und unerlöst.

Der Auferstandene ruft dich beim Namen. „Maria!" Er hat nichts sonst, womit er sich verständlich machen könnte. Du sollst ihn ja nicht berühren mit deinen Händen, sie sind doch irgendwie beschmutzt, sind unheilig, ungesegnet. Es genügt vollkommen, daß du stammelst, das eine Wort stammelst: „Meister". — Du weißt jetzt nichts mehr, was größer ist, als er, nichts, was kleiner und winziger ist, als du selbst. „Meister", — da bist du wohl der Schüler, bist die Jüngerin, bist die Angeredete, die Auferweckte. Oder glaubst du, daß du mit dem Auferstandenen etwas, nur auch das Geringste zu tun hast, ohne von ihm auferweckt zu sein? Mit Toten hat der Auferstandene nichts zu schaffen, sie seien denn von ihm aufgerufen vom Tode. „Talita kumi!" Stehe auf! O diese Liebe, die dich ruft, beim Namen ruft, aus der kalten Erstarrung, aus dem menschenunwürdigen Grab der verhärteten Sinne, diese Liebe, die allen Trotz auslöscht, den Haß verwandelt, die gestaltet und formt und in dir aufblüht, wie eine Blume. Demütig erleidet das Herz das Mysterium der Wandlung. — Der Auferstandene! Das Blut stockt im Herzen, gibt er sich zu erkennen. „Gestern und heute und derselbe in Ewigkeit." So ist er immer seinen Jüngern erschienen, zeitlos, ewig, der Auferstandene, der Erlöser. So hat ihn Maria Magdalena erfahren, so alle Begnadeten, so hat ihn Matthias Grünewald erschaut, als er ihn malte in strahlender Glorie dort im Isenheimer Altarbild. Im tiefen Schweigen haben ihn die Mystiker empfangen. Heute liegt das Schweigen erschlagen vom Lärm der Maschinen, vom Geratter der Motore, vom ohrenbetäubenden Rollen der Turbinen, vom aufheulenden Gelächter der Dämonen. Die Nacht der Städte schreit zum Himmel. War je mehr Betäubung der Menschen, mehr Sinnlosigkeit des Lebens, mehr Tod? Der Auferstandene hat dem Tode die Macht genommen, er ist die alleinzige Wirklichkeit in der unwirklichen Kultur unserer gehetzten Menschheit. Wo seine Kraft sich auswirkt, blüht neue Gemeinschaft empor, Bruderschaft derer, die gelitten haben. Immer sind die Auferweckten demütig Liebende, befreit von der Furcht des Todes, wahrhaft österliche Menschen.

Gottes pfad ist uns geweitet,
Gottes land ist uns bestimmt,
Gottes krieg ist uns entzündet,
Gottes kranz ist uns erkannt.
Gottes ruh in unsern herzen,
Gottes kraft in unsrer brust,
Gottes zorn auf unsern stirnen,
Gottes brunst auf unserm mund.
Gottes band hat uns umschlossen,
Gottes blitz hat uns durchglüht,
Gottes heil ist uns ergossen,
Gottes glück ist uns erblüht. (Stefan George.)

Julie Weidmann.

Die Frau im Lande der Bibel.

Die Stellung des Apostels Paulus zu den Frauen und namentlich sein Wort: „Die Frau schweige in der Gemeinde" sind je und je besonders auch aus kirchlich orientierten Kreisen den Bestrebungen der Frauen um eine freiere Entwicklung und namentlich um ein größeres Mitspracherecht in den Angelegenheiten der Oeffentlichkeit entgegengehalten worden. Wie sehr aber die Auffassungen des Apostels Paulus über die Frauen bedingt waren durch die ganze damalige soziale Lage der Frauen, durch die damaligen Ansichten und Auffassungen des jüdischen Volkes überhaupt, das geht aus einem innert ganz kurzer Zeit nun schon in dritter Auflage erscheinenden Buche hervor, das im Verlage von Ernst Reinhard in Basel erschienen ist: „Morgenländische Sitten im Leben Jesu" von Abraham Rihbany (Preis Fr. 7.—), ein Buch, auf das wir hiemit unsere Leserinnen gerne

---

Feuilleton.

Der glühende Bruder.

Fragment von Cécile Lauber.

An diesem Abend suchte Peter Anselmus beim Abt um die Erlaubnis nach, die Stunden bis zum Nachtoffizium in der Kirche zubringen zu dürfen.

„Wenn du dem Höchsten ein besonderes Anliegen vorzubringen hast, soll es dir nicht verwehrt sein", antwortete Abt Ignaz und sah den großen Mönch mit fragender Besorgnis an.

„Ehrwürdiger Vater", entgegnete der Mönch, „ich werde von beängstigenden Vorstellungen heimgesucht und glaubte heute gar, den Bösen leibhaftig vor mir zu sehn."

„Dann wird es gut sein, wenn du recht von Herzen betest", antwortete der Abt.

Als die Brüder zur gewohnten Stunde in ihre Zellen gegangen waren, ließ sich Anselmus vom Kustoden die Kapelle der Gottesmutter öffnen, kniete auf den Stufen des Altares nieder und begann zu beten.

Durch ein geöffnetes Seitenfenster fiel helles Mondlicht und versilberte die Krone, die auf Marias Stirne lag. Auch der Lilienzweig in ihren Händen blitzte und glitzerte, und das Jesuskind auf ihren Knien streckte seine Aermchen aus darnach. Es schien dem Mönch, als lache es vor Vergnügen darüber, daß der gute Mond sein Spielzeug so hübsch und glitzernd zu machen verstand.

Es wurde ihm wieder leichter ums Herz, beinahe froh. Das wilde Wiegenlied des Bergbachs und der Sonnenbrand, der noch in seinen schweren Gliedern glühte, schläferten ihn ein. Kaum fühlte er, daß seine Stirne sich eine Lehne suchte; schon war er eingeschlummert.

Da nahte sich dem Schläfer ein altbekannter Traum, der schon in frühern Jahren eine große Bedeutung für ihn bekommen hatte.

Ihm war, er sei ausgezogen, um das Himmelreich zu suchen und wandere eine Straße, die in schwarzen Lettern auf die weißen Seiten eines Berges eingegraben war, und dieser Berg sah aus wie ein riesig aufgeschlagenes Buch.

Viele Menschen gingen mit ihm die selbe Straße, aber er achtete ihrer kaum; er war zu sehr erfüllt von Sehnsucht, dorthin zu kommen, wo er gewiß auch seine längst gestorbene Mutter wieder zu finden hoffte.

Jedoch, der Mitwanderer wurden immer mehr. Bald füllten sie die Straße; er arbeitete sich mühsam durch die gestaute Menge, bis auch er nicht weiter konnte, weil der Weg hier über eine schmale Brücke führte, die von einem Engel mit flammendem Schwert gesperrt wurde.

„Hier darf nur einer nach dem andern durchgehn", hörte er den Engel sagen, „denn jeder muß zuerst gewogen werden. Nur wer leicht genug befunden worden ist, darf eingehn in das Himmelreich!"

Nun konnte er jenseits der Brücke Petrus erkennen, der auf einem ebenen Platze stand und eine riesige Wage vor sich hatte, die ganz aussah, wie eine vielgebrauchte, alte Dezimalwage. Anselmus war neugierig zu sehn, wie das Wägen vor sich gehe. Er streckte seinen Hals so viel er konnte; denn eben tänzelte, leicht wie ein Springball, ein junges Mädchen über die Brücke. Sie hatte sich für den Himmel aufs schönste herausgeputzt, trug ein tiefeingeschnittenes, dünnes Röckchen auf sich und Seidenpantöffelchen an den Füßen, wie man darin zum Tanze zu gehen pflegt, und Anselmus dachte, sie werde leichter sein als ein Eiderdäunchen. Aber siehe, die Wage senkte sich unter ihr, und Petrus machte ein bedenkliches Gesicht.

„Du bist für den Himmel noch lange nicht leicht genug", sagte er, und obwohl die Kleine in bitteres Weinen ausbrach, schien er nicht das geringste Mitleid mit ihr zu empfinden; denn er scheuchte sie unbedenklich über die Brücke zurück.

„Wenn dieses Kind zu schwer befunden worden ist, wer wird denn noch eingelassen werden?" fragte sich Anselmus bedrückt. Gerade kam ein großer Mann im Pilgergewand an die Reihe. Er trug einen Kranz von Muscheln um den Hut, einen Stab in der Hand und bestieg gelassen die Wage, die ihn langsam in die Höhe hob.

„Willkommen", sagte Petrus freundlich, „komm, ruh dich aus von deiner weiten Reise, Wandersmann."

Dem Pilger folgte eine lange Reihe Menschen, von denen der größte Teil als zu schwer befunden von Petrus zurückgewiesen werden mußte. Aber während er so vollauf beschäftigt war, entstand auf der Brücke ein gewaltiger Lärm. Die Leute schrien und schimpften durcheinander, der Engel selbst war stutzig geworden und blickte ratlos Petrus an. Was da über die Brücke wollte, war allerdings recht sonderbar. Es stand eine dicke, rotbäckige Bauersfrau am Geländer, die eine alte, lahme Kuh an einem Strick nach sich zog, und obendrein in der aufgerafften Schürze einen ganzen Wurf junger Kaninchen bei sich trug nebst einem kleinen, zitternden Hündchen.

„Laß du sie immer herüber", rief Petrus, der aus vollem Halse lachte, dem Engel zu, worauf die Frau zusammt der Kuh über die Brücke gelassen wurde.

„Gute Mutter", sprach sie Petrus milde an, „was schleppst du dich den langen Weg mit deinen vielen Tieren? Wolltest du sie nicht lieber Zuhause lassen?"

„Aber Petrus", entgegnete ihm vorwurfsvoll die Bauersfrau, „wie könnte ich sie verlassen? Siehst du denn nicht, daß das Hündchen blind ist und ohne mich umkommen müßte? Die Kaninchen haben keine Mutter mehr und frieren, und die Kuh, hier, habe ich aufgezogen vom Kälbchen auf. Ich habe sie jeden Tag ihres Lebens selbst gefüttert und getränkt, bis sie lahm geworden ist und alt. Sie würde kein Futter annehmen aus einer fremden Hand und vor Langezeit sterben, wenn sie mich nicht alle Tage sehen könnte."

„Du wirst sie doch nicht mit in den Himmel nehmen wollen? Bedenke!" wandte Petrus ein.

„Da ist nicht viel zu bedenken", antwortete die Bäuerin ruhig. „Wenn man meine Tiere im Himmel nicht haben kann, so ist es klar, daß auch ich draußen bleiben muß, sonst würde ich ja keine ruhige Stunde finden."

„So wollen wirs einmal versuchen", sagte da Petrus ganz vergnügt und ließ die gute Mutter mitsamt ihren Tieren die Wage besteigen. Und siehe, sie schnellte wie der Blitz in die Höhe, so daß die ganze Gesellschaft in den Himmel einwandern durfte.

Endlich kam Anselmus an die Reihe. Petrus machte ein bekümmertes Gesicht.

„Ich kann dir nicht helfen", sagte er, „aber du bist um einige Gewichte zu schwer. Hast du nicht etwas, das du von dir werfen könntest?"

Da schlüpfte Anselmus rasch aus seinen Kleidern; nun stand er nackig vor Petrus, aber die Wage rührte sich nicht. Darüber befiel ihn eine mächtige Angst.

aufmerksam machen möchten, und zwar nicht nur um dieser einen besondern Frage, sondern um seines ganzen schönen Inhaltes willen, der so manches zu einem bessern Verständnis der Bibel beiträgt. Rihbany ist sozusagen ein Landsmann Jesu. Er kam in einer kleinen Ortschaft am Fuße des Libanon zur Welt und hat die ersten zwanzig Jahre seines Lebens in Syrien verlebt. Sein Vater war Zimmermann und Baumeister wie Joseph, der Gatte der Maria. So wuchs er im „biblischen" Lande und in „biblischen" Verhältnissen auf. Denn in Syrien haben sich die Sitten und Gebräuche seit neunzehn Jahrhunderten wenig verändert. In Rihbanys Jugend war der äußere Lebenszuschnitt in Syrien noch genau wie zu den Zeiten Jesu. Durch protestantische Missionsschulen kam Rihbany dann in Berührung mit der westlichen Kultur und in seinem 20. Jahre wanderte er nach Amerika aus, wo er heute ein angesehener Prediger einer großen Kirche in Boston ist. Rihbany hat also in seinem eigenen Leben den Weg zurückgelegt, für den die Kulturentwicklung etwa 2000 Jahre brauchte. In eigener Person hat er mit den primitiven Verhältnissen seines Landes angefangen und ist heute ein Bürger einer der ausgeprägtesten westlichen Kulturen. Aber während für Rihbany die Bibel wie ein Gruß aus der Heimat erscheint, haben wir oft Mühe, jene einfachen und fremdartigen Verhältnisse uns vorzustellen und zu verstehen. Wir haben eben nicht beide Kulturen „erlebt". Bei Rihbany aber ist das der Fall. So kann er uns als Führer dienen in manches Dunkel und manche schwer verständliche Stellen der Bibel und unsere Leserinnen werden daher gerne das Kapitel „Paulus und die Frauen" aus dem genannten Buch nachlesen, dessen Abdruck der Verlag uns für unsere Osternummer gerne gestattet hat.

„Aus den Schriften des Paulus", schreibt Rihbany, „tritt uns die lyrische Auffassung der Frau klar entgegen. Im Brief an die Galater (3, 28) schreibt er: „Da ist nicht Mann noch Weib; denn alle seid ihr Einer in Christus." Und diese Gleichheit wird nicht auf die Kirche beschränkt. Sie umfaßt das ganze Verhalten der männlichen und weiblichen Glieder eines Haushaltes. Eheliche Treue soll gleichermaßen von Mann und Frau beobachtet werden: „Die Frau hat nicht über ihren Leib zu verfügen, sondern der Mann, und ebenso auch der Mann nicht über den seinigen, sondern die Frau (1. Kor. 7, 4). Der gegenseitige geistige Einfluß wird anerkannt (1. Kor. 7, 14): „Der ungläubige Mann ist geheiligt durch die Frau und die ungläubige Frau durch den Mann." Im Brief an die Epheser (5, 25—30) erhebt sich der Apostel zu der höchsten Auffassung des Ostens und offenbart die bewahrende und heiligende Macht des Christenglaubens: „Ihr Männer liebet die Weiber wie Christus die Gemeinde geliebt und sich selbst für sie dargebracht hat, damit er sie heilige . . . damit er für sich selbst die Gemeinde herrlich darstelle, ohne Flecken, Runzel oder dergleichen, daß sie vielmehr sei heilig und ohne Fehl. So sind die Männer schuldig ihre Frauen zu lieben wie ihre eigenen Leiber. Wer seine eigene Frau liebt, der liebt sich selbst; denn noch niemand hat sein eigenes Fleisch gehaßt, sondern er hegt und pflegt es wie auch Christus die Gemeinde." Das entspricht genau unserer östlichen Auffassung der Ehe, durch deren heiliges Band Mann und Frau „ein Fleisch" werden. Selbstverständlich hat der Morgenländer in seinem täglichen Betragen der Höhe dieser Forderung ebenso wenig entsprochen als der Westländer dem Gebot der Feindesliebe. Aber in seinem Herzen meint er es so.

Daneben achtet Paulus die Schranken, die im Osten der Frau durch Sitte und Ueberlieferung auferlegt sind. Er läßt die patriarchalische Leitung der Familie bestehen: „Die Weiber seien untertan ihren Männern als wie dem Herrn; denn der Mann ist das Haupt der Familie ebenso wie Christus ist das Haupt der Gemeinde" (Eph. 5, 22, 23). Mancher unfreundliche Kritiker würde schweigen, wenn er dabei die Bedingtheit dieses Gebotes im Auge hätte. Weder als Syrer noch als Bewohner des Westens glaube ich an die Unterwerfung eines der beiden Gatten unter den andern. Das häusliche Leben hat seine Grundlage in der Ebenbürtigkeit beider. Mann und Frau stehen sich in geistigen und Haushaltungsfragen bei. Paulus gibt dem Mann auch gar nicht unbegrenzte Tyrannenmacht: „Der Mann ist das Haupt der Frau ebenso wie Christus ist das Haupt der Gemeinde." Die Gemeinde ist nicht Christi Sklavin, sondern geliebte Braut. Die Oberhoheit ist diejenige liebender Rücksicht und Fürsorge. Wenn deshalb die östliche Sitte dem Mann die Herrschaft über die Frau gibt, bedeutet das für uns, die Söhne dieses Landes, niemals, daß unsere Mütter und Schwestern Sklaven waren. Die östlichen Frauen unterwerfen sich auch gar nicht so leicht, wie man im Westen zu glauben scheint. Ich darf wohl sagen, daß es in den meisten Fällen dem Mann schwer fällt, seine Rechte über die Frau wirklich geltend zu machen. Nicht selten klagen im Lande der Bibel entmutigte Männer, daß „nicht einmal alle Engel des Himmels im Stande wären, eine Frau zum Gehorsam zu bringen".

Besonders anstößig erscheint im Westen des Apostels Erklärung (1. Kor. 11, 7 und 8): „Der Mann braucht das Haupt nicht bedeckt zu haben, weil er Bild und Ehre Gottes ist. Die Frau aber ist des Mannes Ehre . . . ist doch auch der Mann nicht der Frau wegen geschaffen, sondern die Frau des Mannes wegen." Jeder ernsthafte Bibelforscher begreift, daß Paulus als guter Hirte nicht viel schneller gehen durfte als die schwachen Glieder seiner Herde. An der zitierten Stelle bückt er sich zu den Vorurteilen gewisser Morgenländer herunter und widerspricht dabei seinem eigenen Wort (Galater 3, 28): „Da ist nicht Mann noch Weib, denn alle seid ihr Einer in Christus Jesus", und ebenso der großen Stelle (1. Mos. 1, 27): „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde — nach dem Bilde Gottes schuf er ihn. Als Mann und Weib schuf er sie."

Während Jahrhunderten waren bei der Unsicherheit der äußern Verhältnisse die Frauen beständig gefährdet. Frauenraub war in alter Zeit sehr häufig und wird von den arabischen Stämmen an Syriens Ostgrenze noch heute geübt. Im modernen Syrien hat das aufgehört; aber bei Stammesfehden lebt die Erinnerung noch in dem Kriegsruf auf, den ich selbst oft gehört habe: „Ihr Hunde, heute werden eure Weiber unsere Beute!" Nicht um die Frau zur Sklavin zu erniedrigen, wurde das weibliche Geschlecht in der Oeffentlichkeit eingeschränkt; die Angst um ihr Wohl zwang dazu. Die Pflicht des Schutzes aber bedingt das Recht der Unterordnung und diese muß umso strenger sein, je größer die Gefahr ist. Auch die schwächern Männer eines Stammes müssen als schutzbedürftig den „Männern des Rats" und den stärkern Kriegern sich unterordnen. Dabei besteht gerade in der Schönheit eine besondere Gefahr für die Frau. Sie wird deshalb abgesondert wie bei den Mohammedanern oder wenigstens in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt wie bei den Christen. Ihre Reize sollen neugierigen Blicken verborgen bleiben. Darum geht die mohammedanische Frau ganz verschleiert aus und die christliche bedeckt wenigstens das Haupt. Des Paulus Gebot (1. Kor. 11, 5): „Die Frau beschimpft ihr Haupt, wenn sie beim Beten oder Weissagen das Haupt unbedeckt hat" ist einfach die weise Anerkennung einer alten Sitte. Eine andere Verordnung hätte ihn zum Zerstörer ehrwürdiger Ueberlieferungen gemacht.

Die Haupttugend der morgenländischen Frau ist ihre Bescheidenheit. Dabei wird dieses Wort enger verstanden als im Westen. Gern befingen die arabischen Dichter die weibliche Schüchternheit. Bezaubernd ist die Frau und besonders das Mädchen, das schüchtern, scheu und zurückgezogen und von wenig Worten ist. „Sie hat den Mund zum Essen nicht zum Reden" ist ein hoher Lobspruch für ein Mädchen. In Anwesenheit der Männer die führende Stellung im Gespräch zu beanspruchen, würde einer Frau als Anmaßung ausgelegt. Ich weiß nicht, wie sie es anstellen; aber in der Regel üben die Frauen Syriens in männlicher Gesellschaft eine wunderbare Kontrolle über ihre Sprechorgane aus. Daraus erklärt sich des Paulus Anordnung (1. Kor. 14, 34): „Lasset eure Weiber schweigen in der Gemeinde. Ihnen kommt es nicht zu, zu reden, sondern untertan zu sein, wie auch das Gesetz sagt" Für den Morgenländer liegt darin nicht eine Herabwürdigung der Frau; sie soll dadurch, daß sie sich nicht gemein macht, geehrt werden.

Vielleicht dient es dem Verständnis, wenn erklärt wird, warum der Morgenländer seine Frau „hautmat" nennt. Das Wort kommt von „heram", womit ein heiliger geweihter Gegenstand bezeichnet wird, zum Beispiel der heilige Stein der Mohammedaner in Mekka. So ist die Frau des Mannes geweihter Besitz. Die Mehrzahl dieses Wortes ist „harem"; es klingt westlichen Ohren höchst anstößig und bedeutet so viel wie Sinnlichkeit und Vielweiberei schlimmster Art. Im Osten bezeichnet man damit bei Christen und Mohammedanern die Frauen eines Haushaltes oder eines Stammes. Vielweiberei muß nicht damit verbunden sein. Eines Mannes Mutter, Gattin, Schwestern und Töchter bilden seinen „harem"; sie alle sind ihm heilig.

Nun wird man verstehen, weshalb im Osten der Mann in allen öffentlichen Angelegenheiten den Vortritt hat und weshalb bei öffentlichen Festen und ähnlichen Anlässen eine Trennung der Geschlechter stattfindet. Es geschieht aus dem gleichen Grund, weshalb Jesus beim heiligen Abendmahl keine Frauen zuzog.

Trotz allen diesen Einschränkungen in der Oeffentlichkeit darf die Mutter von ihren Kindern den gleichen Gehorsam verlangen wie der Vater und diese müssen Vater und Mutter gleichermaßen ehren. Kam ich von einer Reise nach Hause zurück, so grüßte ich immer mein: Eltern; als Zeichen liebevoller Unterwerfung küßte ich ihnen die Hände und zwar der Sitte gemäß zuerst dem Vater und dann der Mutter. Aber beide tat ich in gleicher Weise ehrfurchtsvoll um ihren Segen. Mißachtung und Ungehorsam gegenüber meiner Mutter war nicht nur Ungezogenheit, sondern Sünde. Die alten Israeliten haben sogar auf Ungehorsam gegenüber den Eltern, sowohl gegen den Vater wie gegen die Mutter, die Todesstrafe gesetzt. Unnötig zu sagen, daß diese grausame Bestrafung nicht mehr Gesetz ist, aber sie beweist doch, daß Mann und Frau gemeinsam ihr Recht über die eigenen Kinder ausüben und zwar unter allgemeiner Billigung."

„Das Gold des Evangeliums führt den Sand und Staub seines Ursprungslandes mit sich", sagt Rihbany. Sind nicht die einschränkenden Aussprüche des Apostels Paulus über die Frauen auch solcher Sand und Staub? Geht nicht aus Rihbanys Schilderungen zur Genüge hervor, wie sehr sich in ihnen die ganze Auffassung der damaligen Zeit wiederspiegelt? Eine Auffassung und Ansicht, die somit nicht so unbedingt wie dies vielfach noch geschieht, Anwendung auf eine so ganz andere Zeit und so ganz andere Verhältnisse finden dürfte. Man verstehe uns aber nicht falsch. Wir wollen damit ja nicht etwa die große religiöse Gültigkeit anzweifeln, die dem Apostel Paulus gestern wie heute zukommt. Wir wollten damit nur den einen Punkt etwas aufhellen, der schon so manchen Anlaß zu einer Zurückbindung der Frau gegeben hat, einer Zurückbindung, die sich mit dem wahren Geist des Christentums so schwer vereinen läßt.

Wir bitten unsere Leserinnen dringend, auch den Inseratenteil unseres Blattes regelmäßig durchzusehen. Unsere Inserenten unterstützen unser Unternehmen und haben deshalb auch einen Anspruch darauf, daß ihre Inserate berücksichtigt werden.

Anderseits bitten wir, sich bei Bestellungen auf unser Blatt beziehen zu wollen. Dadurch wird dem Inserenten bewiesen, daß ein Inserat in unserm Blatt Erfolg hat.

Magna Mater.

„Die Frauenbewegung, die unsere Zeit gesehen hat und sieht, scheint zu ihrer großen Wende gekommen, zu ihrer Reife, eine neue Epoche hebt für sie an. Zu einer Wende gekommen: zu dem Wissen der Frau, daß all das, was sie ins Breite hin erstrebte, Eroberung von Arbeitsfeld, Selbständigkeit, bürgerlicher, wirtschaftlicher, geistiger, seelischer Selbständigkeit, nachdem sie in unvermeidlichem Nachhasten hinter dem Manne in der Männerwelt ihre Eroberungen gemacht, ihren selbständigen Willen erreicht hat — daß die große gewonnnene Breite ihres Lebens umfangen sein muß, durchblutet, hineingezogen in die alte Urtiefe allen Frauenlebens. Daß sie von daher noch einmal verlebendigen muß, noch einmal das Gewonnene von daher neu schaffen, die gewonnene geistige und seelische Selbständigkeit noch einmal befruchten muß, um das eroberte Reich eigentlich zu ihrem Frauenreiche zu machen; zu einem Reiche, das dem Bestehenden zuträgt, nicht nur sich als eine Wiederholung oder ein Aehnliches danebenstellt. Es scheint den Frauen wie vom Himmel ins Gefühl gefallen — was in der Zeit der schärferen Kämpfe wohl überdeckt oder auch verwirrt geschwiegen hatte —, daß die Frau alles, was sie schafft, als die Mutter durchdringen muß; weil ihr Wesen das Muttertum ist, Leibes und der Seele; alles was sie tut, fruchtbar sein muß von daher. Daß sie die Tochter der großen Mutter ist, der Magna Mater, es sein und bleiben muß; daß alles, was sie anrührt, jedes Heben der Hand auch nur, getragen sein muß, geleitet von dieser Herkunft her. Es ist als rissen sich die Tore der alten Tempel wieder auf — und wiederum alle Tore in die großen Lebensweiten. Jubel des zu sich selber Zurückkommens nach der Last der Eroberung, nach dem Auszug in das zu gewinnende Land — mit dem Reichtum alles dort Gewonnenen. Erst in der Loslösung und der Selbständig-Werdung der Frau bekommt das Muttertum seine große Peripherie; von der umschauenden, überschauenden Weite aus faßt die Frau die Tiefe ihres Lebens; und nur in dem Freibleiben von allen seelischen Engnissen kann sie sie festhalten. So suchen nun die Frauen in dem großen ruhenden Urgrund ihres Lebens wieder Fuß zu fassen und fest zu stehen in allem Drängen des unruhigen und wilden Daseins; beladen mit der Aufgabe, der unnachläßlichen, daß sie mit einer weiten Besonnenheit in diese ihre neue Zeit gehen, festhaltend, was sie vorher gewonnen haben."

Obige Worte hat die feinsinnige deutsche Philosophin Marie Luise Enckendorf kürzlich im „Kunstwart" geschrieben, anläßlich eines Buches, das eben bei Diederichs in Jena herausgekommen ist: Magna Mater, von Leonore Kühn, einem Buche, bei dem wir Frauen wohl eine Weile stille stehen dürfen, und gerade zu dieser Zeit, denn es klingt etwas Osterliches in ihm an, etwas das, wie wir aus dem Gesagten erahnen, seine Auferstehung in uns feiern möchte; ein Buch, das nur möglich ist aus dieser Wende heraus. Sein Thema ist das Muttertum der Frau, und ihr Tochtertum zu der großen Erdmutter, der Magna Mater. Ein wichtigstes Buch für alle Frauen, nennt es Marie Luise Enckendorf, und auch für alle Männer und für die Jugend, die jetzt heranwächst und nicht aus und ein weiß. „Man braucht nicht", fährt sie dann fort, „jeden Satz darin zu unterschreiben, nicht jede Wendung für ganz glücklich gefunden zu halten, um dies Buch dennoch zu verehren. Mit erschütterter Seele ist es geschrieben und enthält Feinheiten, wie man sie selten hört. Das Buch einer weitfühligen, starken Frau, die fest auf der segensvollen Erde steht, aus der die Kraft kommt, und zugleich in das weite Reich des Geistes hineinreicht. Sicheren Wesens, sicheren und äußerst feinen Sehens umschauend und in die Welt der Frauengemüter hineinschauend, hat sie die Erfahrungen, die nur auf einem feinbesaiteten Instrumente klingen, die nur eine — nicht etwa empfindsame, sondern eine gesunde und darum feinbesaitete Seele zu machen imstande ist. Eben als diese gesunde weiß sie, daß die fast unaussprechbar zarten und leisen Dinge des Lebens die wichtigsten, weil die wirkungsmächtigsten sind — eine Weisheit, die den Menschen gar nicht oft genug gesagt werden kann.

Sie spricht von vier Kreisen der Mütterlichkeit: dem Urkreise der großen Erdmutter; dem der Menschenmutter; der Elendsmutter; der geistigen Mutter. Was über den „zweiten Kreis", die „Menschenmutter", gesagt ist, ist vielleicht objektiv das Interessanteste und dazu vorbestimmt, die Frauen am einschneidendsten zu ergreifen. Die Schreiberin legt hier mit einem jähen Erhellen in klarem Zugreifen die Hand auf die Stelle, an der das Frauenleben zumeist zu scheitern pflegt. Sie läßt uns den Weg sehen, auf den der Gang des Lebens gerade eine liebevolle Frau leicht drängt, wenn sie den Erdgrund der Magna Mater nicht mehr unter den Füßen hat, die „Tagesmütterlichkeit" — den Weg, den gehend uns die Männer am meisten loben; und sie läßt es uns fassen, daß es Frevel bedeutet, wenn die Frau meint, sie dürfe nun von dorther, von ihrer Abgetrenntheit her, dennoch in das dunkle Reich der Urmutter hineingreifen."

Dem Buche ist ein ernstes Bild beigegeben, eine Maske der Demeter katachthonica — der unterirdischen — aus Lokri. Und ein Anhang von Gesängen und Chören, die die Große Mutter feiern.

Zu-Worte-Kommen der Stummen.

Unsere christlichen Feste, wenn wir sie im richtigen Geiste durchleben, veranlassen uns unwillkürlich, auch unsere Tagesfragen unter ein höheres Licht zu stellen, wenigstens es zu versuchen. Wir möchten zu diesem Behufe einen kleinen Abschnitt aus dem Buch Försters „Christus und das menschliche Leben" wiedergeben, in dem er die gegenwärtig für uns so brennende Frage des Stimmrechts unter dieses Licht einreiht.

„In einem Londoner Straßenomnibus waren folgende Worte der Pferde an die Passagiere zu lesen: „Wir bitten diejenigen, die aussteigen wollen, unser zu gedenken und nicht an jeder Straßenecke halten zu lassen, da das viele Anhalten und Wiederanziehen des schweren Wagens sehr anstrengend für uns ist."

Wollte man Jemand den tiefsten und besten Sinn des Wortes „Demokratie" klar machen, so brauchte man ihn nur auf diese Ansprache der Omnibuspferde hinzuweisen. Die unvergängliche Bedeutung alles dessen, was wir Stimmrecht nennen, liegt nicht in den noch ganz unvollkommenen Einrichtungen, die auf dieses Recht aufgebaut sind, sondern in dem „Zu-Worte-kommen" der bisher Stumm-Gebliebenen. Daß diejenigen, die im Wagen hoch daher fahren, sich endlich derer erinnern, die den Wagen ziehen, daß sie endlich beginnen, deren Mühsal anzuhören und deren Bedürfnisse dem Betrieb anzupassen — das ist ein Gleichnis für das christliche Element in der Demokratie, es ist ein Gleichnis überhaupt für die tiefste religiöse Aufgabe aller menschlichen Gesellschaft und für alles, was Fortschritt der Vergesellschaftung genannt werden darf. Aeußerlich arbeitet alles seit Jahrhunderten für einander und lebt von einander — jeder aber denkt nur an sich und seine Sicherungen, ein einsames Raubleben herrscht mitten in aller riesigen Vereinigung der Hände und der Geister: Menschliche Gesellschaft aber beginnt erst dort, wo das Mitgefühl des einen sich in die Behausung des andern stiehlt, wo der Gedanke des einen die Lebensrätsel des andern verarbeitet, wo die Phantasie des einen es der Mühe wert findet, sich die innere Welt des andern zu vergegenwärtigen, wo dem Ehrgefühl des einen die Würde des andern teuer wird.

An den andern denken, den andern zu Gehör kommen lassen — das mag als ein sehr nüchternes Ding erscheinen, und doch wird allein bei solchem Herausgehen aus dem eigenen Schneckenhause das Herz des Menschen für die wahre Religion erschlossen und hier allein wird auch der wahre Staat begründet, erhalten, entfaltet — nicht aber in den glänzenden Gewaltaktionen, in denen ein einzelner oder eine einzelne Klasse im Rausche der eigenen Macht und Selbstgewißheit das eigene begenzte Denken und Fühlen zum Maßstab und Gesetz des Lebens zu machen sucht."

Es ist ja allerdings unschwer zu erschließen, daß Förster hier das allgemeine Stimmrecht, namentlich das Stimmrecht für die untern Klassen und nicht das Frauenstimmrecht im Auge hat. Aber können wir Frauen nicht mit vollstem Rechte alle diese Worte auch auf uns anwenden, gehören wir nicht auch zu jenen Stummen, die endlich zu Worte kommen möchten? Und jene Worte an die Besitzenden, könnten sie von unserm Standpunkte aus nicht auch an eine Klasse von

---

Er wußte sich nicht mehr zu helfen und wäre doch so gern ins Himmelreich gegangen.

Auf einmal fühlte er sich leise angestoßen und erblickte seine kleine alte Mutter, in ihrem schwarzen Sammethäubchen, die unbemerkt hinter ihn getreten war.

„Wirf dir schnell dieses hier über, so wirst du leichter werden", flüsterte sie und hielt ihm das Ordensgewand eines Benediktiners hin. Er gehorchte. Die Wage stieg, aber erreichte auch jetzt noch nicht die nötige Höhe. Da hing ihm seine Mutter geschwind eine silberne Münze mit dem Bildnis der Maria um den Hals.

„So möge dir unsere liebe Gottesmutter beistehn und dich zu ihr hinüber in den Himmel ziehn", betete sie leise an seinem Ohr; und so wie er nur diese Münze an seinem Halse fühlte, stieg die Wage und Petrus reichte ihm die Hand.

„Geh ein mein Sohn", hörte er ihn sagen und wachte auf, bevor er noch das Himmelreich betreten hatte.

So war es schon einmal gewesen und war auch diesmal so. Er schrak traurig und beschämt empor und richtete sich auf den Stufen in die Höhe. Vom Chor her fiel schon heller Lampenschein zu ihm herüber. Die Brüder versammelten sich bereits zum Nachtoffizium; er hatte Eile, sich einzureihen.

Jedoch, bevor er die Kapelle verließ, kniete er nochmals nieder, betastete andächtig die Marienmünze, die ihm sein Mütterchen einst wirklich um den Hals gehängt hatte, und da war ihm gerade, als stehe sie hinter ihm, wahr und wahrhaftig, und er höre ihre zittrige Stimme in aller Herzensangst an seinem Ohre flüstern:

„Vergiß es nicht, mein Sohn, solange du diese Münze auf dir trägst, kann der Böse keine volle Gewalt über dich erlangen — wirst du an ihn nicht völlig verloren gehn!" —

Die Frau in der Literatur.

Die Redaktion der Berliner „Literarischen Welt" stellt dies Thema in einer ihrer letzten Nummern zur Diskussion. Indem sie die Referentenfeder den schreibenden Frauen selbst in die Hand legt, erweist sie ihre Unparteilichkeit, ein Gesinnung, die man allerdings gerne auch auf die kleine humoristische Bildbeigabe ausgedehnt sähe.

Gibt es einen fundamentalen seelischen oder geistigen Unterschied zwischen den Geschlechtern? Läßt er sich in der Literatur nachweisen? Man erfährt nicht, ob diese Frage an die beteiligten Schriftstellerinnen ausdrücklich gestellt wurde; es ist nicht überraschend, daß sie als dringendste sich ihnen aufdrängt, seltsamer, daß die meisten unter ihnen sie mit Nachdruck verneinen. Interessanter noch ist aber die Konstatierung, daß sie alle zu Einschränkungen gelangen, welche die verfochtene These von der seelischen Gleichheit der Geschlechter wieder aufhebt. Die Dramatikerin Gina Kaus findet gewiß zu Recht die Begriffe „männlich" und „weiblich" mit ihren landesüblichen Inhalten von Objektivität, Gestaltungskraft einerseits, Subjektivität und Sensibilität anderseits, auf gewisse Vertreter der beiden Geschlechter anwendbar. Unter ausschließlicher Berücksichtigung der zeitgenössischen Literatur zitiert sie Hermann Hesse, Selma Lagerlöf, Ricarda Huch, Rahel Sanzara und andere als eindrückliche Beispiele. Das Typisch-Weibliche glaubt sie nur als ein Negatives erkennen zu können, als das Versagen auf dem für sie typisch männlichen Gebiete des konstruktiven Romans (Detektivroman, utopischer Roman) und des Dramas. Diese Kunstgattungen erwachsen allein aus einer Verspieltheit oder Spielfreudigkeit, die Gina Kaus (wohl nach dem Vorgange Nietzsches) den Frauen glaubt absprechen zu müssen. Ein weiblicher Edgar Wallace ist aber trotzdem ihre seltsame Zukunftshoffnung! — Auch Alice Berend, in ihrem kleinen Essay über das Wesen des Humors, geht von der Voraussetzung aus, daß nicht das Geschlecht als Maßstab des künstlerischen Schaffens genommen werden darf. Auch für sie sind die Worte „männlich" und „weiblich" allzu enge und starre Begriffe vor der Vielgestaltigkeit der künstlerischen Individualität. Aber auch sie entdeckt beinahe ungewollt das typisch Weibliche, auch ihr erscheint es als ein Negatives, als das Fehlen des Humors. (Die besten ihrer eigenen Erzählungen scheinen gleichlicherweise ihre Verfasserin Lügen zu strafen.) — Alice Rühle-Gerstel geht der Frage von der sozialen Seite her zu Leibe. So wie sie die Frau durch das moderne Berufsleben entweiblicht, wenn auch nicht vermännlicht findet, steht sie auch im besten zeitgenössischen Frauenschrifttum wohl den Beweis für die ebenbürtige Leistungsfähigkeit erbracht, aber sie vermißt die als eine spezifisch weibliche bedeutungsvolle Leistung. Rein stofflich ist z. B. das Erlebnis der Mutterschaft, das Arbeitsleben der modernen Frau noch nicht gestaltet, der Roman der Arbeiterin, der Lehrerin, der Stenotypistin noch nicht geschrieben. Indem aber Alice Rühle so die Existenz einer speziell weiblichen Problematik zugibt, die ihre Lösung mit der wirtschaftlichen und geistigen Gleichberechtigung nicht findet, anerkennt sie zugleich, wenn auch scheinbar unwillentlich, die Möglichkeit einer typisch weiblichen Leistung, zu mindest als ein Postulat der Zukunft. — Ruth Schaumann, der Lyrikerin, ganz nach innen gewendete Natur, steht mit ihrem Zeugnis im schärfsten Gegensatz zu ihren „klugen Schwestern". Ihre Worte sind nichts anderes als ein Bekenntnis zum reinen Weibtum, sie sind seine inbrünstige Glorifikation. Die Dichterin legt den Schleier der Demut um das fromme Haupt, möchte den schützenden allen Frauen vergönnen. Sie glaubt noch heute mehr an die Macht der heimlich gewinnten Frauentränen als an das in der Oeffentlichkeit gesprochene Wort; denn „das Geheimnis ist das Fruchtbare, das Offenbare aber ist das Ende". — „Bettina, die Liebende und Kämpferin", die in einer Studie von Helene Stöcker lebendig wird, ist das beste und trotz aller zeitlichen Bedingtheit gültige Beispiel einer rein weiblichen und dennoch mit männlicher Gestaltungskraft begabten Natur. A. H.

Originalzitate aus unserem „GOLDENEN BUCHE":

Ich erachte Ovomaltine als bestes Mittel für eine momentane Höchststeigerung der geistigen & körperlichen Leistungsfähigkeit.

Ovomaltine ist in Büchsen zu Fr. 2.25 u. 4.25 überall erhältlich. Dr. A. Wander A.-G. Bern

Besitzenden, die Klasse der Männer, gerichtet sein?

Wir Frauen kennen die ganze Fessel und Qual dieses Stumm-sein-müssens — denken wir darum daran, wie es allen jenen zu Mute sein muß, die gleich uns unter irgend einem Stummsein leiden und machen wir darum unsere Ohren und Herzen weit auf, das stille Stammeln und Klagen aller jener in uns aufzunehmen und unsere Herzen dafür zu erschließen.

Meta von Salis-Marschlins †.

Aus Basel kommt die Kunde, daß Meta von Salis-Marschlins im Alter von 75 Jahren gestorben ist. Der heutigen Generation ist sie wohl fremd geworden, denn sie war die typische Vertreterin einer früheren Epoche. Aus altem Bündneradel stammend war sie durch und durch Aristokratin; sie verlebte eine sehr unglückliche Jugend; denn an ihr fand ihr Vater, untröstlich über den Verlust seiner beiden Söhne, alle die sich früh zeigenden „männlichen" Eigenschaften wie geistige Begabung, starker Wille, Mut usw. nur tadelswert und steckte sie in verschiedene Institute, damit sie „weiblicher" werde. Von ihrem damals für ein Mädchen so ganz seltsamen Wunsche, zu studieren, wollte er nichts wissen. So verließ sie das Elternhaus und lebte ein paar Jahre als Erzieherin im Ausland, um sich ihre geistige Freiheit zu erkämpfen. Dort lernte sie die ähnlich gesinnte Malvida v. Meysenbug kennen, bei der sie längere Zeit wohnte und mit der sie bis zu deren Tod befreundet blieb. Heimgekehrt, besuchte sie die Hochschulen von Zürich und Bern und bestand als erste Bündnerin das philosophische Doktorexamen. Nun wendete sie sich der Schriftstellerei zu; sie schrieb einst: „Die schlimmsten Erlebnisse sind die besten Erlebnisse, wenn sie uns reif machen". Deshalb fühlte sie, die so schwer um Bildung und geistige Freiheit hatte kämpfen müssen, den Drang in sich, ihren Mitschwestern zu helfen. Sie widmete sich mehrere Jahre ganz der Frauenbewegung und hielt viele Vorträge. Lähmend wirkte es mit der Zeit auf sie, daß sie einsehen mußte, wie wenig Interesse und Verständnis für ihr Wollen selbst die meisten Frauen ihr entgegen brachten; ihr entringt sich der Seufzer:

„O, welch ein dicht bestandnes Aehrenfeld,
Und welch ein Wust von fettem Unkraut drin,
Und welch ein Mangel noch an Schnitterinnen,
Und welch ein Dunkel noch am Horizont
Des Erntemonds!"

Ist es wohl heute viel besser geworden? Im Jahre 1894 wagte sie es sogar, einen Vortrag über das Frauenstimmrecht in Bern zu halten; aber diese Lerche sang zu früh; nur bei Prof. Hilty und Helene von Mülinen fand sie Verständnis, aber Hohn und Spott in reichem Maße fehlten nicht, wagte sie doch Sätze auszusprechen wie den folgenden: „Solange der Mann die Gleichberechtigung der Frau im Staate nicht anerkennt, ihre Mündigkeit nicht eine Tatsache ist, bleibt sie allen Zufällen des Schicksals preisgegeben. Entweder gleiche Gesetze, gleiche Rechte, gleiche Pflichten und Strafen, gleich unparteiische Richter, oder der moralische und physische Niedergang der Menschheit nimmt unerbittlich seinen Fortgang." Deshalb galt sie überall als fürchterliche Männerfeindin. Daß sie das nicht war, beweist ihre Freundschaft mit einer Reihe hochstehender Männer, z. B. mit F. Nietzsche, für den sie in einer fein empfundenen Studie „Philosoph und Edelmensch" Verständnis zu wecken sucht. Sie nimmt ihm seine scharfen Ausfälle gegen die Frauen nicht übel, da sie auch Aussprüche von ihm kennt, die zum Schönsten und Zartesten gehören, was über Frauen gesagt worden ist. Von Männerfeindschaft zeugt auch nicht folgender Spruch in ihren Gedichten:

„Liebe kann das Gemeinste sein,
Liebe kann das Höchste und Reinste sein,
Es hängt an den Liebenden allein."

In jenen Jahren machte sie viel von sich reden, weil sie in dem bekannten Farner-Pfrunder-Prozeß eine Verteidigungsschrift für ihre Freundin herausgab, was ihr einen Ehrbeleidigungsprozeß zuzog; sie hatte wahre Tatsachen erzählt, für die sie aber die Beweise nicht erbringen konnte. Deshalb wurde sie, weil man an der Frau und an der Aristokratin ein Exempel statuieren wollte, zu der ausnahmsweise harten Strafe von acht Tagen Gefängnis verurteilt; sie saß die Strafe in St. Gallen ab und schreibt, in Poesien von Goethe, Dante und Byron versenkt, sei sie sich „wie über den Menschen wohnend" vorgekommen. Später zog sie sich, etwas enttäuscht von der Haltung der Frauen in der Frauenbewegung, aus der Oeffentlichkeit zurück, um sich ganz ihren literarischen Werken zu widmen. Charakteristisch für sie ist folgender Rat, den sie den Frauen gibt: „Laßt den Charakter nicht abwelken, das Gemüt nicht verdorren, verfallt nicht der Phrase und dem Pharisäertum."

„Nach der Einsamkeit der höchsten Spitzen,
Nach der Einsamkeit am blauen Meere,
Flieht, als zu der Weisheit ew'gen Sitzen,
Reifer Sinn mit seines Denkens Schwere,
Wissend: Wert und Inhalt sind dem Leben,
Wie sie immer seien, menschgegeben."

Sie kaufte sich eine Villa auf Capri, wo sie viele Jahre lebte, bis der Krieg sie von dort verscheuchte; nun gründete sie sich mit ihrer Freundin zusammen in Basel ein sonniges, trautes Heim, wo sie einen ruhigen Lebensabend genoß. Letztes Jahr besuchte sie noch einmal ihr geliebtes Capri, aber nachher schrieb sie, nun hätte sie fürs Leben Abschied von dieser Stätte genommen.

Wenn auch etwas enttäuscht, war sie doch nicht verbittert; in prächtiger, geistiger Frische nahm sie Anteil an allem geistigen Geschehen, wenn sie auch selber nichts mehr publizierte. Auf zwei ihrer Werke möchte ich noch hinweisen; sie übersetzte aus dem Italienischen des Pasolini das Lebensbild der Katharina Sforza; es ist verständlich, daß just das Leben dieser geistig hervorragenden, tatkräftigen, im Grund edel veranlagten Frau, die nur durch ihre Zeit und verdorbene Männer bis zum Verbrechen getrieben wurde, sie zur großen Arbeit des Uebersetzens reizte; dies Buch kann auch jetzt noch dem Interesse der Frauen empfohlen werden (Verlag Koch, Bamberg 1895). Im Jahre 1929 gab Meta v. Salis einen Band Gedichte heraus, betitelt „Aristokratica". Er enthält manche Perle echter Dichtkunst und auch manches mutige, scharfe Wort; z. B. „Gewissen Poeten der Gegenwart" gilt heute mehr als je.

Ihr Wesen und ihr Wert war nicht auf die große Masse eingestellt; deshalb hat sie nur in kleinem Kreise warme Anerkennung gefunden; sie sagt selbst, daß sie bei keinem ihrer Bücher, außer bei dem über Nietzsche, auch nur auf die Druckkosten gekommen sei. Deshalb hat es sie sehr gefreut, wenn auch nicht mehr aufgeregt, als Emma Graf mit ihr in Korrespondenz trat und sie veranlaßte, etwas aus ihrem Leben für das Frauenjahrbuch von 1923 aufzuzeichnen. Diese späte Anerkennung auch unter den Frauen tat ihr wohl, denn Emma Graf, obschon so ganz anders geartet, brachte der tapferen Pionierin für Frauenrechte großes Verständnis entgegen. An der Saffa hätte an der Wand, wo die Bilder der Vorkämpferinnen in der Frauenbewegung hingen, auch ihr ein Ehrenplatz gebührt; vergeblich schaute ich nach ihrem Bilde aus*), wie es auch in der Bibliothek bei den Dichterinnen fehlte; unsere Zeit vergißt eben rasch. Ich weiß nicht, ob sie von dieser Unterlassung wußte; wenn ja, dann hat sie im Bewußtsein ihres inneren Wertes wohl nur gelächelt.

Ein geistig hochstehender, wahrer, mutiger Mensch, eine edle, feine Frau ist mit ihr aus dem Leben geschieden; ehren wir ihr Andenken.

G. Z.

*) An jener Wand, auf welche die Autorin anspielt, hingen nur die Bilder unserer verstorbenen Führerinnen, Meta von Salis war damals noch unter den Lebenden. D. Red.

Agnes Sapper,

die vielgeliebte Freundin unserer Kinder, ist im Alter von fast 77 Jahren gestorben. Sie hat durch ihre klaren und gesunden pädagogischen Ansichten, die sowohl ihren eigentlichen Erziehungsschriften wie den Jugenderzählungen und Familienbüchern zugrunde liegen, durch schlichte Religiosität und warmherzige Art der Schilderung einen treuen Lesertreis und die ungeteilte Liebe der Jugend gewonnen. Welches Kind, dem „die Familie Pfäffling" unter die Augen gekommen, wäre nicht begeistert von ihr gewesen. Diese gemütvolle, gesunde Erzählung wird denn, wie auch das als Zeitbild ansprechende Lebensbild ihrer Mutter Pauline Brater dauernden Wert behalten. Eine Selbstbiographie gibt sie in dem „Gruß an die Freunde meiner Bücher". Unter ihren Erziehungsschriften seien „Die Mutter unter ihren Kindern" und „Erziehen oder Werdenlassen" genannt.

Wie das Gemeindebestimmungsrecht entstand.

Im Dänischen war es bis zum Jahre 1913 Brauch, daß der Minister des Innern selbstherrlich bestimmte, ob in diesem oder jenem Dorfe — und wenn er noch nie dort gewesen — eine Wirtschaft sein solle oder nicht. Das einzige Zugeständnis, das die Regierung in neuerer Zeit gemacht hatte, bestand darin, daß von den Gemeindebehörden ein Gutachten eingeholt wurde, sobald ein Gesuch um eine neue Wirtschaft vorlag. Doch war der Minister nicht gebunden, sich nach diesem Gutachten zu richten.

Da war einmal ein schlauer Waldhüter (J. C. Sörensen hieß er), der sich aufs Wirten verlegen wollte. Da er aber keinen besonderen Anspruch auf des hohen Ministeriums Willfährigkeit zu haben glaubte, schlug er einen Umweg ein. Er verlangte vorerst nur die Erlaubnis zur Führung einer alkoholfreien Wirtschaft, die ihm gerne gewährt wurde. Sein Ziel war aber nicht eine Abstinenz-, sondern eine Alkoholwirtschaft. Er kam daher während der folgenden Jahre geduldig immer wieder um ein richtiges Wirtepatent ein — jedoch ohne Erfolg! Da ward er 30—40 Anhänger, die einwilligten, ihre ehrenwerten Unterschriften auf sein Patentgesuch zu setzen. Als nun der Minister bei der Gemeinde um das Gutachten einkam und der Gemeinderat das Gesuch mit den Unterschriften sah, hatte der Präsident plötzlich eine Erleuchtung. „Eigentlich", sagte er, „ist die Sache mit den Unterschriften gar nicht so übel. Statt daß aber der Gesuchsteller nur seine Bekannten befragt, sollte man alle Bürger der Gemeinde befragen; denn die Eröffnung einer neuen Wirtschaft geht nicht nur einige Kumpanen, sondern die ganze Gemeinde an." Dem Gemeinderat leuchtete die Sache ein, und so wurde auf den 16. Jan. 1907 eine Gemeindeabstimmung festgesetzt, unbekümmert darum, daß eine solche Frage noch nie einer dänischen Gemeindeversammlung unterbreitet worden und auch in der Gesetzgebung nicht vorgesehen war. Sobald dieser Beschluß bekannt wurde, entstand natürlicherweise in beiden Lagern, bei den Wirtshausfreunden wie bei den Abstinenten, eine gewaltige Bewegung. Auf beiden Seiten begann ein energischer Kampf um die Stimmen. Die Abstinenten waren an Zahl nur schwach, 85 Mitglieder in zwei kleinen Vereinen, und nur ein kleiner Teil von ihnen besaß das Stimmrecht. Ein besonderes Interesse für die Abstinenzsache war bei den Nichtabstinenten kaum vorhanden. Dagegen hatte der Wirt recht viele Sympathien.

Aber ein federgewandter Journalist, Larsen Ledet, schrieb einen zügigen Aufruf an die Bevölkerung, der im „Abstinenztagblatt" erschien und der an alle Familien des Orts verteilt wurde. Was darin stand, zeigen ungefähr die folgenden, daraus entlehnten Sätze:

„Bürger von Haversley und Brorstrup! Ein Wirtshaus in Haversley bedeutet: leichtere Gelegenheit, geistige Getränke zu erhalten und damit vermehrte Gelegenheit zum Zechen.

„Häufigere Zecherei bedeutet mehr zerstörte Familien, mehr Kummer und Elend, mehr Ausgaben für das Armenwesen, mehr Streit auf den Straßen, Schlägereien und Angriffe auf harmlose Menschen, mehr Ausgaben für Rechtswesen und Polizei, verminderte Gesundheit und verminderte Wohlfahrt, größere Gefahren für die Jugend, also: lauter Verluste.

„Eine Abstinenzwirtschaft dagegen, wo also keine geistigen Getränke ausgeschenkt werden, bringt keine Verluste.

„Daran denkt, bevor ihr zur Wahlurne geht!"

Den Abstinenten erstanden bald in einem Geistlichen und einem Lehrer wertvolle Bundesgenossen, die im Amtsblatt sich kräftig für die Sache einsetzten. Aber auch die Wirtshausfreunde griffen ein. Sie entgegneten dem Pastor und dem Lehrer, und während der folgenden Wochen wurden täglich die Klingen gekreuzt, für und gegen die Haversleyer Alkoholschenke. Das Amtsblatt stellte gerechterweise beiden Parteien seine Spalten zur Verfügung und griff nicht selbst in den Kampf ein. Die Stiftszeitung dagegen schloß sich der Wirtspartei an und ging sogar so weit, daß sie dem Pastor die Ehre abschnitt, weil er sich auf der andern Seite befand.

Wie ein richtiger Wahltag — und nach einem Kampfe, der einem politischen Wahlkampfe in nichts nachstand — rückte der 16. Jan. heran, mit Angst und Unruhe und Spannung.

In Haversley war alles in größer Aufregung, und rundherum im nördlichen Jütland stand man an den Telephonen und wartete auf das Ergebnis.

Und endlich kam es: 27 Stimmen für und 96 gegen die Schankerlaubnis.

Die Wirtschaft war abgelehnt.

Der Wille der Wähler mußte geachtet werden, zumal man ihn ja selbst angerufen hatte. Der Gemeinderat lehnte den Schankerlaubnisantrag ab, und der Amtsrat und der Minister taten das gleiche.

Von diesem denkwürdigen Abstimmungstage bis zum 15. Januar 1922 haben 300 solcher, von der Gemeindebehörde organisierter, jedoch im Gesetze nicht vorgesehener Abstimmungen stattgefunden: 248 Siege und 52 Niederlagen der Nüchternheitsfreunde, mit insgesamt 67,374 Stimmen gegen und 25,072 für Erteilung von Wirtschaftspatenten.

Und was vor bald zwanzig Jahren fast zufällig begonnen wurde, ist heute zu einem neuen Gemeinderecht geworden, das im Jahre 1924 ins Gesetzbuch des Staates Dänemark eingetragen worden ist, und das Hand in Hand mit starker Besteuerung bewirkt hat, daß der dänische Alkoholverbrauch von 20 Liter absoluten Alkohols pro Kopf und Jahr auf 3 Liter gesunken ist.

SMS.

Generalversammlung der Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt".

Die Jahresversammlung der Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt" hat letzte Woche ihren üblichen Verlauf genommen. Unter der Leitung der Vizepräsidentin Frau Dr. Studer wickelten sich die Traktanden: Jahresbericht, Rechnungsablage, Berichte der beiden Redaktorinnen, allgemeine Umfrage in rascher Folge ab und gaben zu keinen eingehenderen Diskussionen Anlaß. Das Hauptereignis des verflossenen Jahres ist auch für unser Blatt die Saffa gewesen und unsere Leserinnen werden sich mit Vergnügen der stattlichen Nummern erinnern, mit denen wir damals dank der Rührigkeit unserer Administration aufrücken konnten. Immerhin waren die Kosten für diese Sondernummern so beträchtliche, daß die Generalversammlung beschloß, von einer Verzinsung des Genossenschaftskapitals auch für dies Jahr Umgang zu nehmen. Von verschiedenen Seiten wurde dem Bedauern Ausdruck gegeben, daß die in der Nummer vom 1. Januar versprochenen Beilagen immer noch nicht herausgekommen sind. Der Vorstand gab darauf Auskunft über die in dieser Frage immer noch schwebenden Verhandlungen mit der Administration, die sich leider und sehr gegen den Willen des Vorstandes in die Länge zogen und mit unerwarteten Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Immerhin versicherte der Vorstand, sein Möglichstes zu tun, um endlich zu einem befriedigenden Ziele zu kommen. Es ist ihm leid genug, daß er das gegebene Wort bis zur Stunde noch nicht hat einlösen können.

Mit großem Bedauern wurde von der Versammlung die eingereichte Demission der bisherigen Präsidentin Fräulein Maria Fierz wegen Arbeitsüberlastung zur Kenntnis genommen und mit Worten herzlichsten und wohlverdientesten Dankes genehmigt. Wenn unser Blatt aus einer schwierigen Uebergangszeit in ein Fahrwasser ruhigerer Entwicklung hinüber gerettet werden konnte, ist es zu einem großen Teil der umsichtigen und klugen Leitung der bisherigen Präsidentin zu verdanken. An ihrer Stelle ist nun Frau Dr. Studer, Winterthur, mit der Leitung der Genossenschaft betraut worden. Wer Frau Dr. Studer kennt, weiß, daß, was sie einmal ergreift, sie auch mit ganzer Kraft durchführt.

Das Frauenblatt ist auch dies Jahr wieder ein Stücklein voran — Dank der allseitigen Unterstützung und Werbung wieder ein Stücklein weiter aus seinen Schwierigkeiten herausgekommen. So sehr uns das freuen und mit Genugtuung erfüllen darf, so will das doch keineswegs heißen, daß wir nun etwa auf unsern Lorbeeren ausruhen dürften. Ganz im Gegenteil! Nirgends mehr wie hier gilt das Wort: Stillstand ist Rückschritt! Immer wieder müssen wir uns für die Verbreitung unseres Blattes einsetzen. Keine Frauenversammlung sollte vorübergehen, an der nicht versucht würde, neue Abonnenten zu gewinnen oder wenigstens Probeblätter, die unsere Administration immer gerne zur Verfügung stellt, zu verteilen. Und so gelangen wir denn immer aufs neue an unsere Leserinnen und Freunde: Helft immer und unentwegt mit an der Verbreitung unseres Blattes, denn wir helfen damit nicht nur ihm, sondern unserer Frauenbewegung — uns selbst!

An die Kosten der Stimmrechtspetition

Sammlung des schweiz. Frauenblattes zu Gunsten des grossen schweiz. Aktionskomitees

Gaben können einbezahlt werden auf **Postscheck Nr. IX 4558**

Jede, auch die kleinste Gabe ist herzlich willkommen!

Uebertrag aus unserer letzten Nummer	5763.80
Beim schweiz. Aktionskomitee sind weiter eingegangen:	
Sammlung des „Mouvement Féministe"	326.—
Schweiz. Lehrerinnenverein	700.—
Beim Schweiz. Frauenblatt:	
Frau Dr. E. L., Kölliken	25.—
Schweiz. Bund abstinenter Frauen, Ortsgruppe Schaffhausen	50.—
Frau O. G., Luzern	50.—
Frau E. G., Frauenfeld	5.—
Frl. A. Sch., Oberdießbach	5.—
Frl. H. K., Wädenswil	5.—
	6929.80

Im Namen des schweiz. Aktionskomitees seien alle bis heute eingegangenen Gelder aufs herzlichste verdankt. Wir nähern uns der **Hälfte** der benötigten Summe.

Wer hilft uns, die andere Hälfte voll zu machen?

Zusammenschluß von Schülerinnen der Sozialen Frauenschule Zürich.

Am 3. März d. J. haben sich Vertreterinnen aller Jahrgänge der seit 1922 aus der Sozialen Frauenschule Zürich entlassenen Schülerinnen zur Gründung des „Vereins diplomierter Schülerinnen der Sozialen Frauenschule Zürich" zusammengefunden. Aus allen Gegenden der Schweiz stellten sich die ehemaligen, jetzt in mannigfaltigster Berufsarbeit stehenden Frauenschülerinnen zu der wohlgelungenen Tagung ein. Wunsch und Wille zum Zusammenschluß hatten sich in den letzten Jahren immer dringender gezeigt, und die lebhafte Beteiligung an der Gründungsversammlung war eine Bestätigung davon, wie sehr die Schaffung dieses Vereins einem wirklichen Bedürfnis entspricht. Der Verein hat seinen Sitz in Zürich und will die Zusammengehörigkeit unter den Mitgliedern pflegen, die ideellen und materiellen Berufsinteressen wahren, die Weiterbildung fördern und nicht zuletzt die Verbindung mit der Ausbildungsstätte aufrecht erhalten. Die Gründungsversammlung wählte einstimmig zur Präsidentin Frl. A. Mürset, Sekretärin der schweiz. Zentralstelle für Frauenberufe. Zwei weitere in Zürich wohnende Vorstandsmitglieder bilden mit ihr zusammen das kleine Bureau, das die laufenden Geschäfte erledigt. Vier weitere Mitglieder des Vorstandes verteilen sich auf die Städte Basel, Bern, Schaffhausen und Winterthur und wollen hauptsächlich mit den in ihrer Gegend wohnenden Fürsorgerinnen Fühlung nehmen.

Wer sich während der Frauenschulzeit in froher und ernster Arbeit kennen lernte, wird freudig die Gelegenheit benützen, durch gemeinsame Tagungen, Ferien- und Fortbildungskurse, Mitteilungsblatt u. a. m., mit den Kolleginnen und mit der Schule wiederum in Fühlung zu kommen.

Oesterliches für unsere Hausfrauen und Mütter.

Häusliche Osterfeier.

Feste feiern zu können, ist eine Kunst, die nicht jedem gegeben ist, denn man muß nicht nur die Feste feiern, wie sie fallen, sondern man muß auch den ihnen innewohnenden Zauber voll auszuschöpfen, das was an ihnen charakteristisch ist, ganz zu genießen verstehen. Weihnachten ist ein heimliches Fest, am schönsten im eigenen Heim gefeiert; man knuspert Pfefferkuchen, schnuppert Tannenduft, blickt träumend in Christbaumkerzen oder Kaminflammen; man nimmt Pfingsten den Wanderstab zur Hand und zieht in lustiger Gesellschaft über Berg und Tal. Ostern dagegen, das Fest des erwachenden Lebens, des ersten Vogelsangs und des ganz jungen Grüns, verlangt von uns, daß wir seine Heiterkeit und seine zarten frohen Farben auch in das Haus hineintragen, in das uns oft ein mutwilliger Schauer vom vergnügten Ostereiersuchen im Garten scheucht. Mit einiger Erfindungsgabe wird es der Hausfrau, die stolz am Vorabend des Festes das Werk ihrer Hände, die in Sauberkeit erstrahlenden Räume betrachtet, gelingen, ihnen diese festliche Note zu geben, und vor allem auch das „leckerbereitete Mahl" auf österlich geschmücktem Tische aufzutragen. Buntheit, das ist vor allem hier die Parole! Blumen die Hülle und Fülle, gelbe Primeln, blaue Veilchen über den Tisch verstreut und in mehreren Schalen verteilt, auf farbenfreudigem Tischläufer kleine weiche Nester aus Moos, aus denen

Belebend, kräftigend, verjüngend frühzeitiges Altern verhindernd
wirkt eine Kur mit
Elchina Elixir oder Tabletten
Orig. Pack. 3.75, sehr vorteilh. Orig. Doppelpack. 6.25 in den Apotheken.

BUCHHOFERS BERNER KOCHKURSE
Kursleitung Frau E. Suter-Buchhofer, 34, Junkerngasse BERN
Gute und feine Küche, ohne vorherige Kenntnisse bester Erfolg — Buchhofers Kochlehrbuch solid gebunden Fr. 17.—
Prospekte gratis und franko

Ferien- od. Erholungsgelegenheit in Arosa
Privat-Pension von Schwester Härlin
Tel. 209 **Villa Bergheim** 15 Betten
kleines gemütliches Heim für Damen u. junge Mädchen.

kleine Ostereier in Stanniol und sonstige Näschereien hervorblicken. Auch der österliche Speisezettel soll der leichten Heiterkeit des Festes Rechnung tragen, soll allzuschwere Speisen vermeiden und die jungen Gemüse und Frühlingskräuter auf den Tisch bringen.

Das individuelle Osterei.

Während sich die Kinder über jedes Zucker-, Schokolade- oder Marzipanei freuen, begnügen sich die Erwachsenen meist — sofern sich bei ihnen die Ostereier nicht in kleine Nüslichkeiten verwandeln — mit gefärbten, hartgekochten Eiern. Eine hübsche Sitte ist das Suchen der Erwachsenen nach ihrem Ei. Ist ein geschickter Zeichner in der Familie, wird entweder der Kopf des Betreffenden oder eine auf ihn bezügliche Neckfigur auf eins der für ihn bestimmten Eier gezeichnet. Ist keine der beteiligten Personen mit besonderem Maltalent begabt, kann man hartgekochte weiße Eier mit mehr oder minder bezüglichen Versschen versehen, die dadurch für eine bestimmte Person gekennzeichnet werden. Nun hat der Suchende die Aufgabe, sein Ei zu finden. Es gibt dabei oft komische Verwechslungen, und überhaupt wird das Eiersuchen dadurch besonders lustig.

Eierspiel.

Ein hübsches Gesellschaftsspiel für die Ostertage ist folgendes: Eine Anzahl hartgekochter Eier werden in verschiedenen Farben gefärbt und jedem der Beteiligten eine Farbe zugewiesen. Ein einfaches langes Brett — man kann dazu auch ein Bügelbrett verwenden — wird schräg gestellt, so daß das untere Ende auf dem Teppich oder einer weichen Decke steht. Nun nimmt der erste ein Ei und läßt es geschickt, damit es nicht schon an den Seiten herunterfällt, das Brett herunterrollen. Es bleibt bei günstigem Verlauf auf der Unterlage liegen. Der zweite versucht sein andersfarbiges Ei so geschickt zu rollen, daß es das erste berührt. Gelingt ihm das, so gehört das berührte auch ihm. Das wiederholt man nun so oft, bis die Eier verspielt oder so demoliert sind, daß sie sich nicht mehr rollen lassen. Zum Schluß verschmaust man dann gemeinsam die erspielten Eier.

Aprilscherze auf der Ostertafel.

Das „in den April schicken" ist eine liebe, fröhliche Gewohnheit von alters her. Viel Scherzen und Lachen gibt es dabei. Warum soll die Hausfrau darum nicht auch mal ihre Gäste „in den April schicken" und damit die Stimmung auf das Beste beeinflussen? Und gerade dieses Jahr, wo der zweite Osterfeiertag auf den 1. April fällt, den Tag, der ganz besonders aus ferner Zeit her ein Tag des Scherzes und Frohsinns ist! Da wäre zunächst der Tafelschmuck. Also versuche man doch einmal aus einem so gefügigen Material, wie es die Butter ist, gelbe Blumen herzustellen, etwa gelbe Rosen, die auf einer flachen Schale zwischen frischem oder künstlichem Laub arrangiert sehr gut aussehen. Natürlich gehört ein bißchen Geschick dazu, um mit einem Stückchen Eis auf sehr harter, kalter Unterlage die einzelnen Blätter zu formen. Besonders viel Spaß werden Speisen machen, die ganz anders erscheinen als sie sind. Manches findet man schon fertig in den Konfitürenläden — etwa die Marzipankartoffeln, Eier und ähnliches. Zum Mittelpunkt der Tafel eignet sich ein falscher Rehrücken, der aus Schokolade, Butter, Eigelb, Zucker, Mandeln und geriebenem Brot in passender Form gebacken wird. Dazu werden außer Marzipankartoffeln Trüffeln gereicht, die man sich selbst aus geriebenem Kräuterkäse, Pumpernickel und Butter formen kann. In ähnlicher Weise kann man Gänse, Enten, auch Brote herstellen und seinen Gästen viel Freude bereiten. Der Phantasie ist hier ein weites Feld geboten!

Um das Konfirmationskleid:

Schwarz oder weiß?

Ganz zufällig bin ich heute in die Gesellschaft einiger Frauen geraten, die sich eben angelegentlich über den Artikel Ihres Blattes „Das Konfirmationskleid" besprachen. Sie gingen mit der Einsenderin aber auch gar nicht einig, ich übrigens auch nicht. Wie ernst und feierlich sehen doch die Konfirmandinnen in ihren schwarzen Kleidchen aus und gar da, wo noch die Schäle getragen werden.

Was man mit dem schwarzen Kleid nachher anfangen soll? Wie angenehm ist es doch, sich an einem heiligen Festtag zum Kirchgang dunkel zu kleiden. Und wie nett und kleidsam sieht ein schwarzes Kleid aus. Man kann es mit einem farbigen oder weißen Krägelein ev. Manschetten garnieren, ich habe das schon oft gesehen und es macht sich wirklich gut. Ich kenne manches junge Mädchen, das an seinem schwarzen Kleidchen eine ungeteilte Freude hat. Weiß? Wäre das unserm protestantischen Empfinden nicht doch etwas fremd? Unsere Leserinnen verstehen, was ich meine. B.

Schwarz oder farbig?

Gotthelfs Leser kennen den schönen Ausdruck, den er in seinen Büchern gelegentlich für den Begriff der Konfirmation gebraucht: „Der Herr hat ihr erlaubt". Was heißt das? Der „Herr" ist der Herr Pfarrer. Er „erlaubt" dem jungen Menschen, künftig an den Tisch des Herrn zu treten, das Abendmahl zu nehmen. Diese Erlaubnis erfolgt eben durch den Akt der Einsegnung, die Konfirmation, wie mirs heute so kühl und fremd und vielen unverständlich nennen. Damit wird das junge Mädchen, der Jungknabe in die Gemeinschaft der Erwachsenen aufgenommen, an deren Freud und Leid sie künftig teilhaben und teilnehmen. Dazu bedarf es auch der passenden und üblichen äußern Ausrüstung. Unumgänglich, mehr als heute, war, daß man zum Abendmahl in schwarzer Gewandung ging. Von jetzt an war der junge Mensch auch gehalten, an Leichenbegängnissen von Dorfgenossen teilzunehmen, ja ebenfalls die Familie dabei zu vertreten, es konnte eins Gotte oder Götti sein, wurde zu Hochzeit oder Taufe eingeladen usw. und zu all dem bedurfte es des feierlichen und festlichen schwarzen Kleides, da wo nicht die Tracht üblich war. Der Erwachsene mußte ein schwarzes, feiertägliches Kleid sein eigen nennen, das denn auch zu solchen Zwecken sorglich aufgehoben im Schranke hing und das also bei der Einsegnung angeschafft wurde. Das mag dem Brauch des schwarzen Konfirmationskleides zugrunde liegen.

Nun hat sich freilich im Laufe der Jahre und mit dem Ueberhandnehmen städtischer Gewohnheiten manches an diesen alten Bräuchen geändert und damit auch an den Bedürfnissen und äußern Formen. So ist die Teilnahme der Frauen an Leichenbegängnissen in städtischen Verhältnissen sehr stark zurückgegangen; es können Jahre vergehen, bis man in den Fall kommt, etwa nahen Verwandten die letzte Ehre erweisen zu müssen. Bei der rasch wechselnden Mode von heute lohnt es sich für viele Leute nicht mehr, für solche Fälle ein besonderes Kleid in Bereitschaft zu halten, um so weniger als man es besonders in Bezug auf junge Mädchen auch bei andern Anlässen, für die früher Schwarz unumgänglich war, nicht mehr so genau nimmt. Daher kommt es, daß heute ein schwarzes Konfirmandenkleid vielfach als Luxus empfunden wird — man habe nachher doch keine Verwendung mehr dafür. Darum dringt auch, wenigstens in den Städten, und es scheint uns mit Recht, mehr und mehr das dunkel gehaltene farbige Kleid durch (vorwiegend dunkelblau), das nachher praktischen Zwecken dienen kann. Wir begreifen jene, die aus Gründen der Pietät beim schwarzen Konfirmationskleid bleiben wollen, sie mögen es tun, mögen sich aber doch sagen, daß das Kleid ja immer nur die äußere Hülle ist und daß, wo der rechte Geist waltet, es darauf nicht ankommt, wo aber äußerliche Fragen wichtiger sind, sie auch beim schwarzen Kleid mitspielen würden.

Uns will scheinen, als ob der Uebergang vom schwarzen zum dunkelfarbigen Kleid leichter sei als zum vorgeschlagenen weißen, das von Vielen doch als protestantischem Wesen fremd empfunden würde. St.

Von Büchern.

Spahn Hans: **Das Evangelium Jesu und unsere Nöte.** Walter Loepthien Verlag, Meiringen und Leipzig.

Ernste Besinnung auf die große Not und Zerrissenheit unserer Zeit läßt einen Seelsorger, der sich seit vielen Jahren um die Rettung der Jugend bemüht, sehnsüchtig nach Hilfe ausschauen. Wo sollte sie anders zu finden sein als in der Macht der dienenden Liebe, wie sie sich in Christus verwirklicht hat? Das ist Gottes größte Liebestat an uns: Die Sendung seines Sohnes, der uns in die Kraft eines neuen Lebens emporhebt.

Wir sind Gottes Kinder und als solche untereinander Brüder. Durch opferfreudige Gesinnung und selbstlos dienende Liebe allein können wir im Verkehr von Mensch zu Mensch, im Streite der Klassen und Parteien, der Staaten und Völker, der Kirchen und Konfessionen das Kommen des Reiches Gottes vorbereiten helfen, das Bruderreich aller Menschen auf Erden, das Ziel und Sinn der Geschichte ist.

Klare, leicht faßliche Darstellung, gut erzählte Beispiele und Gleichnisse gestalten ein müheloses Eindringen in die von sozialem Verantwortungsgefühl getragenen Gedanken. Das Buch kann als Konfirmationsgabe aber auch für die Hand des Jugendbildners warm empfohlen werden. L. v. S.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Frau Helene David, St. Gallen, Tellstraße 19. Telephon 2513.
Feuilleton: Frau Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon: Hottingen 2608.
Man bittet dringend, unverlangt eingesandten Manuskripten Rückporto beizulegen, ohne solches kann keine Verpflichtung für Rücksendung übernommen werden.

Sieger
im Lebenskampf werden nur die Leute mit **Charakter** u. **Bildung.** Beides pflegen wir in
Handelskursen
von 6—12 monatlicher Dauer in Buchhaltung, kaufmännischem Rechnen, Handelskorrespondenz, Handelsrecht, Maschinenschreiben, Stenographie etc. und modernen Sprachen.
Handelsfachschule
des
Humboldtianum Bern
Schlösslistrasse 23 Tel. Bollw. 34.02
Prospekte und Referenzen.
Beginn: 16. April. Dir. Dr. Wartenweiler.

Diese vorzüglichen Produkte sind auch Ihnen unentbehrlich:

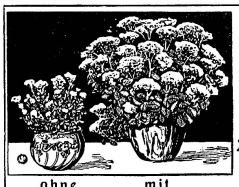
T&T Würze ist durch ihre vorzügliche Zusammensetzung in den feinsten Küchen unentbehrlich geworden; zum Würzen von Suppen, Saucen, Fisch-, Fleisch-, Gemüse- und Konserven-Gerichten.

T&T Bouillon-Würfel durch kochendes Wasser verdünnt, ist einer selbstgemachten würzigen Fleischbrühe ebenbürtig. In wenigen Minuten erhalten Sie eine Bouillon von feinstem Geschmack.

T&T Sulz-Aspik, ist eine Trocken-Konserve und kann in 20 Minuten zu einer schmackhaften Sülz, Fleischgelees, Aspiks, zubereitet werden. — Unbegrenzt haltbar, stets gebrauchsfertig.

T&T Suppen sind nahrhaft, wohlschmeckend, billig und in über 36 Sorten für jeden Geschmack erhältlich. Eine kurze Kochzeit genügt, um eine dieser vorzüglichen Suppen zu erhalten.

März eröffnung
Möbel filiale Luzern
Centralstrasse


ohne mit
FLEURIN
„Fleurin"
„ist für alle Topf- u. Freilandpflanzen das beste
Düngemittel
Nur echt in Originalbüchsen mit dem Namen des Fabrikanten
Erstes Schweizer Fabrikat
Alphons Hörning Bern
In Drogerien, Samen- u. Blumenhandlungen Büchsen von Fr. 1.– an.

Schöne Smyrna-
Teppiche, Schemel, Bettvorlagen, Kissen sind leicht selber anzufertigen in
Arbeit, künstlerische Entwürfe, Spezialwolle in den feinsten Farben führen wir in größter Auswahl. — Anlernung gratis
Wolle 100 gr = Frs. 1.80
Jute 80 cm breit = „ 6.—
„ 2 m „ = „ 15.—
„ 2.50 „ = „ 18.—
per Meter
Versand nach auswärts
Iselin Türler & Co. A.-G., Bern
Marktgasse 8

Schweizer Frauen! kauft Blinden-Arbeiten

Bürsten- u. Korbwaren
Türvorlagen, Sesselgeflechte, Strickarbeiten
Verkaufsstellen
für die Kantone: St. Gallen, Appenzell, Thurgau, Schaffhausen, Glarus, Graubünden; *Blindenheim St. Gallen.*
für die Kantone Basel und Zürich: *Blindenheim Basel, Blindenheim für Männer Zürich 4, Frauenblindenheim Dankesberg Zürich.*
für die Kantone: Luzern, Zug, Schwyz, Uri, Unterwalden, Freiburg, Aargau und Tessin *Blindenheim Horw b. Luzern.*
für die Kantone: Bern, Solothurn, Wallis *Vereinigte Blinden-Werkstätten Bern* und *Spiez, Neufeldstr. 31, Bern*

Privat-Kinderheim „Sonnegg" Arosa
Knaben und Mädchen von 6—15 Jahren finden gute, kurgemäße Verpflegung in sonnigster Lage in Arosa. Schulunterricht. Sonnenbäder. Offene Tuberkulose streng ausgeschlossen.
Prospekte durch
Schwestern F. Meister und **Kl. Neuhauser.**

Erholungsheim Rosenhalde Hünibach
(zwischen Thun u. Hilterfingen). Prachtvoll erhöhte Lage am rechten Seeufer. Freundliches Heim für Erholungs- u. Pflegebedürftige. Diätkuren. Bäder. Zentralheizung. Sorgfältige Pflege und Aufsicht durch diplom. Rotkreuz-Pflegerin. Pensionspreis Fr. 8.50 bis 10.—. Jahresbetrieb.
Beste Referenzen.
PROSPEKTE durch Schwester R. MADER.

Ecole nouvelle ménagère JONGNY sur Vevey.
Français. Toutes les branches ménagères.

Ecole d'Etudes sociales pour Femmes - Genève
Subventionnée par la Confédération.
Semestre d'été: 10 avril 1929 — 3 juillet 1929
Culture féminine générale — Préparation aux carrières d'activités sociales, de protection de l'enfance, direction d'établissements hospitaliers, bibliothécaires, libraires-secrétaires, laborantines, — Cours ménagers au Foyer de l'Ecole. Programme 50 cts. et renseignements par le secrétariat, rue Chs. Bonnet 6.

Haushaltgewebe aller Art in Leinen und Halbleinen
Handarbeitsstoffe Bunte Bauernleinen
für Schürzen (Trachten), Tischdecken, Vorhänge etc. beziehen Sie vorteilhaft durch
J. Peyer, Schleitheim